

# «Das Negativimage stimmt so nicht»

Es sei nicht gut, wenn alle Menschen aus dem Balkan wegen einzelner Fälle von schlechtem Benehmen in den gleichen Topf geworfen würden, sagt Naser Callaku, Präsident der islamischen Organisationen des Kantons Luzern. Traditionen aus dem fremden Kulturkreis, welche das Verhalten beeinflussten, dürften die Integration nicht verhindern.

**Wie hat sich Ihr Kontakt mit islamischen Menschen in Luzern ergeben? Naser Callaku:** Ich war zuerst in einer islamischen Gemeinschaft albanischer Menschen aktiv. Schliesslich kam die Idee mit dem Dachverband, damit wir unsere Anliegen gegenüber den Behörden, gegenüber Kirche und Staat hier besser einbringen konnten. Gleichzeitig erhielt die Stadt Luzern damit eine Ansprechperson. Im Jahr 2000 begann ein recht intensiver Austausch. Jetzt sind sieben Vereine im Dachverband der islamischen Organisationen dabei.

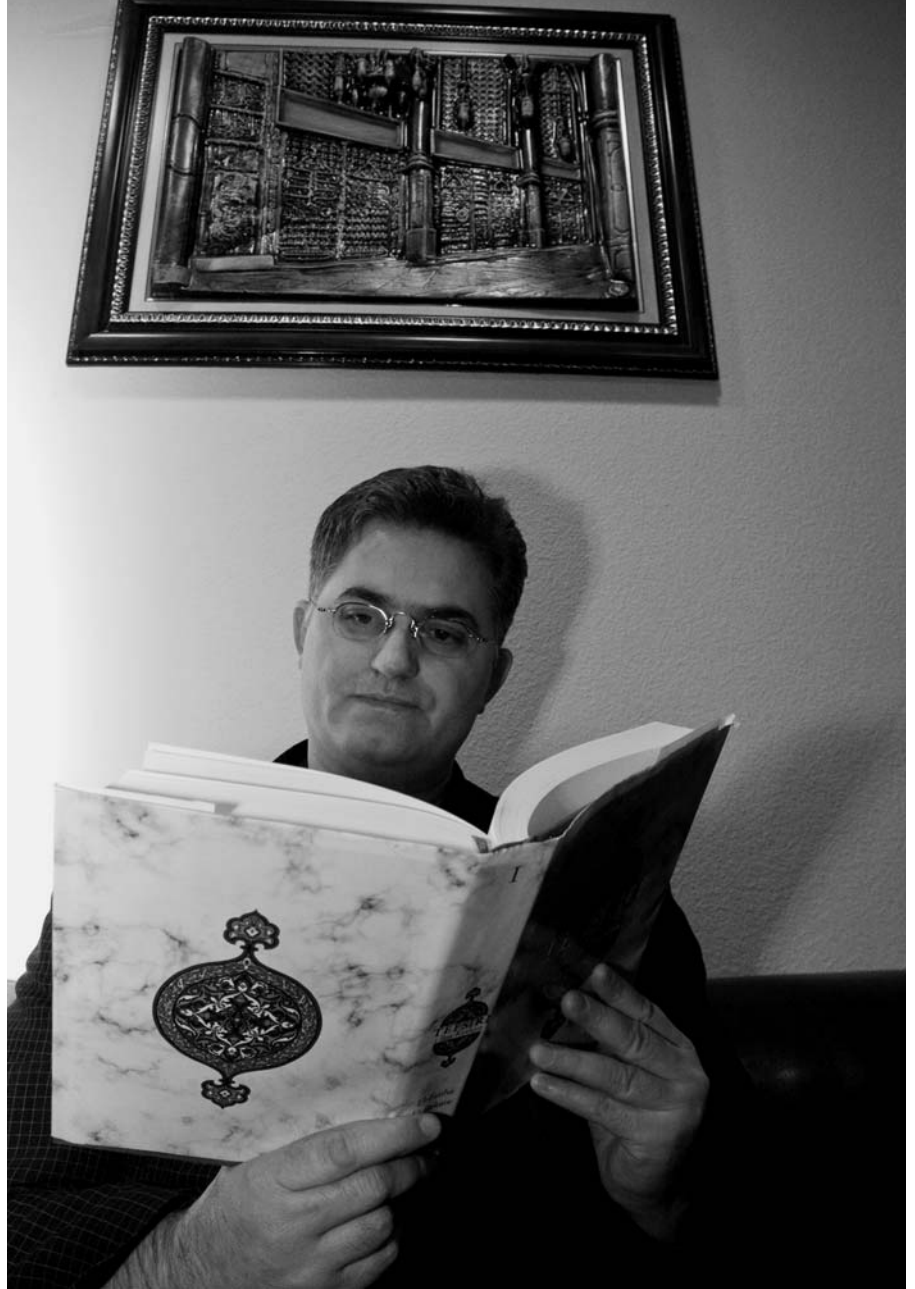
**Was bedeutet das Wort Balkan für Sie?** Das Wort Balkan kommt aus dem Türkischen und heisst Gebirge. Unter dem geografischen Begriff verstehen wir alle Länder zwischen den slowenischen Alpen und dem Schwarzen Meer. Das sind jetzt zwölf Nationen. Balkan ist für uns ein Vielvölkerstaat mit autonomen Regionen.

**In der Schweiz ist Balkan ein belasteter Begriff geworden. Wie sehen Sie die Zusammenhänge?** Im Raum Balkan leben rund 200 Millionen Menschen. Das Wort Balkan ist in der Schweiz mit einer Wertung verbunden. Es gibt Pauschalurteile. Ein Teil der Schweizer Bevölkerung glaubt, Menschen aus dem Balkan seien schlecht und konfliktrüchrig. «Balkan-Raser» ist ein Begriff geworden. Es ist nicht gut, wenn alle Leute aus dem Balkan wegen einzelner Fälle von schlechtem Benehmen in den gleichen Topf geworfen werden. Daraus entsteht ein Negativimage, das so nicht stimmt.

**Aber es gibt diese Einzelfälle, den Raser oder jene, die gewalttätig werden. Daraus entstehen Nachteile für eine ganze Bevölkerungsgruppe. Wo liegen die Gründe für dieses Verhalten?** Es spielen verschiedene Faktoren mit. Die Erziehung, das soziale Umfeld, die Bildung der Eltern, die schulischen Leistungen. Daraus entstehen dann Gruppen von Versagern, von Benachteiligten auch. Und in der Gruppe ist der Schritt zum auffallenden Verhalten, zur Gewalt einfacher. Das geschieht kaum bewusst, es sind am Anfang unbewusste Handlungen. In der Gruppe gibt es dann auch jene Anerkennung, die der Einzelne in seinem Umfeld nicht bekommen kann.

**Man hört ab und zu, dass islamische Männer ihren Frauen den Besuch von Sprachkursen nicht erlauben? So werden Frauen vom Alltag ausgeschlossen. Was sagen Sie dazu?** Ich kenne keinen solchen Fall. Wenn es aber vorkommt – von der städtischen Integrationsstelle habe ich davon gehört – dann müssen alle Beteiligten das Gespräch suchen, auch die Schweizer und Schweizerinnen, die davon Kenntnis haben. Es kann sein, dass die Sprache als Mittel der Integration bei diesen Familien als nicht so wichtig angeschaut wird. Da haben die Stadt Luzern, die einheimische Öffentlichkeit ein anderes Interesse. Und darum muss man das Gespräch suchen. Aus islamisch-religiöser Sicht gibt es keinen Grund, Frauen vom Sprachkurs fernzuhalten. Es gibt keinen Glaubenssatz, der so etwas auch nur entfernt vorschreiben würde. Wissen ist nie verboten. Im ersten Vers des Korans heisst es, lese, lerne und studiere! Es heisst nicht, Männer sollen das tun, gemeint sind beide Geschlechter. Es kann sein, dass in einzelnen Bevölkerungsgruppen Traditionen so gelebt werden. Aber dann hat es nichts zu tun mit dem Islam. Menschen, die ihren Glauben nicht gut kennen, sind dann schnell bereit, solche Traditionen mit dem Glauben zu vermischen.

**Gibt es einen Austausch zwischen islamischen Organisationen und christlichen Religionen im Raum Luzern?** Es gibt den interreligiösen Dialog zwischen dem Dachverband der islamischen Organisationen und den christlichen Landeskirchen (Katholiken, Reformierte und Christkatholiken). Das ist eine absolut konstruktive Sache.



«Chancengleichheit gehört zur Integration»: Naser Callaku.

### **Erreicht dieser Austausch auch die Basis, das Volk?**

Das ist eine gute Frage. Ich meine, dass dies noch zu wenig geschieht. Am Tag der Offenen Moschee war immerhin eine schöne Anzahl Menschen aus anderen Religionen anwesend. Im November wird es einen Tag der Offenen Kirche geben. Wir werden sehen, wie viele Muslime und Musliminnen hingehen werden.

### **Wie viele Menschen islamischen Glaubens gehören zu ihren Organisationen?**

Es sind ungefähr zweitausend, und um die 13'000 Muslime leben im Kanton Luzern. Zum Freitagsgebet in der Moschee an der Baselstrasse kommen jeweils zwischen sechzig und hundert Personen.

### **Aus welchen Nationen stammen die Muslime, welche an der Baselstrasse ab und zu dabei sind?**

In die Moschee an der Baselstrasse kommen Muslime aus der Türkei, aus dem Maghreb und aus afrikanischen Staaten. Die Mehrheit jedoch kommt aus dem Kosovo und aus Albanien.

### **Was heisst Integration aus Ihrer Sicht? Könnte sie besser sein in Luzern?**

Integration heisst für mich Zusammenschluss. Es geht um das Zusammenleben der einheimischen und ausländischen Wohnbevölkerung auf der Grundlage der Verfassung, unter gegenseitiger Achtung und Toleranz. Dazu gehört auch die Chancengleichheit. In Luzern läuft recht viel, was die Integration betrifft. Ich fände es gut, wenn in der Schule mehr zu diesem Thema zu hören wäre. Man sollte dort die Werte der Toleranz und des Zusammenlebens aufzeigen. Als Minderheit sind wir in Luzern verpflichtet, uns zu integrieren. Unsere Traditionen dürfen diese Integration nicht verhindern. Sie haben wenig bis nichts mit dem islamischen Glauben zu tun.

### **Ist es schwierig, als Muslim in der Schweiz zu leben? Sie sind angekommen, seit zwanzig Jahren. Wie geht es den anderen?**

Persönlich fühle ich mich gut. Aber wir konsumieren über Medien, Zeitungen und Fernsehen

**Naser Callaku (42)** ist Kosovo-Albaner. Er lebt seit zwanzig Jahren in der Schweiz und ist 2001 in Ebikon eingebürgert worden. Er ist diplomierter Krankenpfleger, absolvierte die Fachschule für Gesundheits-Management in Aarau und ist seit 1996 Stationsleiter einer Pflegeabteilung in der Alterssiedlung Rosenberg. Seit zwei Jahren präsidiert er die islamischen Organisationen des Kantons Luzern. Er kam 1988 als Student in die Schweiz und fand eine Anstellung in einem Restaurant. Im Kosovo studierte er für kurze Zeit Pädagogik und Medizin. «Die explosive Lage in meiner Heimat machte es unmöglich, das Studium weiterzuführen», sagt er heute.

auch unseren religiösen Hintergrund. Was wir über den Islam im Fernsehen erfahren, macht mir Angst. Mit diesen Bildern und diesem Geschehen kann ich mich nicht identifizieren. Das geht vielen Muslimen so, die hier leben. Kriege, Selbstmordattentate, Irak, Afghanistan und Palästina. Dieser Fokus macht es nicht leicht, hier zu leben. Weil er verschoben ist. Von Malaysia, wo sechzig Prozent der Bevölkerung Muslime sind, kommen keine Bilder. Diese Balance vermissen wir. Die Sicht auf den Islam ist einseitig.

*Interview: René Regenass; Bild: Dragan Tasic*

# Investieren und dazu gehören

Die selbstständige Unternehmerin Gjyle Krasniqi (43) stammt aus Kosova, und der Caritas-Projektleiter Nazmi Kurtaj (41) ist gebürtiger Albaner. Sie engagieren sich in der Integrationsarbeit. Ein Gespräch über Schwierigkeiten und Erfolge.

## Ist der Begriff «Jugo» für Sie ein Problem? Nazmi Kurtaj:

Ich bin in Albanien geboren und aufgewachsen und also kein Ex-Jugoslawe. Trotzdem hat für mich der Begriff eine negative Konnotation. «Jugos» sind die, die in der Schweiz Probleme bereiten.

## Gjyle Krasniqi: Natürlich ist der Begriff auch negativ

besetzt. Aber man muss vor diesem Wort keine Angst haben. Auch «Secondo» war lange Zeit eher negativ besetzt. «Jugo» ist eine Abkürzung für Jugoslawien. Es gibt keinen Grund, sich davon betroffen zu fühlen. Für mich ist «Jugo» kein Schimpfwort.

## Es ist auffallend, dass sich die Ex-Jugoslawen in der Schweiz praktisch nur in Gruppen ihrer jeweiligen ethnischen Zugehörigkeit bewegen. Hat der Krieg mit diesen Abgrenzungen zu tun? Kurtaj:

Die kriegerischen Auseinandersetzungen haben die Durchmischung erschwert. Die nationalistischen Orientierungen im Balkan haben auch in der Schweiz Spuren hinterlassen. Es braucht Zeit, bis das Vertrauen wieder aufgebaut werden kann. Aber man kann das nicht verallgemeinern. Es gibt auch sehr viele Leute, die über ihre ethnische oder religiöse Zugehörigkeit hinaus mit andern Gruppen verkehren. In meinem Umfeld ist das überhaupt kein Problem.

## Also spielt die persönliche Herkunft und Bildung eine Rolle? Krasniqi:

Je ausgebildeter und integrierter die Leute sind, desto weniger wichtig ist die nationalistische Perspektive. Es sind die wenig integrierten Mitglieder der unteren Schichten, die sich eher nur mit ihresgleichen zusammentun.

## Ist das so zu verstehen: Sie bekommen einen Halt, fühlen sich aufgehoben? Gjyle Krasniqi:

Ja. Ich erlebe das auch in der Gewaltprävention bei Jugendlichen: Je integrierter die Jugendlichen sind, desto offener benehmen sie sich. Je mehr sie ausgegrenzt werden, desto stärker sind sie unter sich. Das hat auch einen präventiven Sinn. Sie schützen sich davor, psychisch ganz destabilisiert zu werden.

## Die Migration von Ex-Jugoslawen in die Schweiz hatte mehrere Phasen. In den Sechzigerjahren kamen wenig gut ausgebildete Berufsleute. Wie und warum hat sich dieses Profil verändert? Nizma Kurtaj:

In den Sechzigerjahren stiess der Industrialisierungsprozess in Ex-Jugoslawien an die Grenzen seines Entwicklungspotenzials. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Auswanderung in Ex-Jugoslawien als ein negatives Phänomen betrachtet worden. Mit der schlechteren Wirtschaftslage wurde erstmals eine Auswanderungspolitik eingeleitet. Zuerst kamen vor allem Leute aus dem Norden von Ex-Jugoslawien. Mit der Zeit verschob sich dieses Phänomen in den Süden und besonders in die ärmsten Regionen. In den Achtziger- und Neunzigerjahren gab es neben den Saisoniers, die aufgrund der schlechten ökonomischen Lage zur Migration gezwungen wurden, auch die Gruppe der politisch Verfolgten, welche vorübergehend Schutz in der Schweiz suchten. Es waren meistens Studierende und Intellektuelle, die entsprechend weniger Schwierigkeiten mit der Integration hatten.

## Viele JugoslawInnen sind seit Jahren in der Schweiz, trotzdem ist die Integration bei vielen erst in den Anfängen. Wie erklären Sie sich das? Kurtaj:

Die Politik der Auswanderung, welche Ex-Jugoslawien betrieb, kam Deutschland und der Schweiz sehr entgegen. Nach der Erdölkrise in den 70er-Jahren und dem Beitritt Italiens und Spaniens in die Europäische Gemeinschaft suchte die Schweiz neue Arbeitsreservoirs und fand sie unter anderem in Ex-Jugoslawien. Da diese Leute ihren Verdienst gemäss dem bilateralen Abkommen in ihrem Herkunftsland investieren und hier nur provisorisch sein sollten, brauchte die Schweiz keine Integrationspolitik für diese Leute. Es war also eine Art Win-win-Situation, aber mit einem Bumerangeffekt. Mit den wiederholten Saisonier-Aufenthalten und dem Familiennachzug entfremdeten sich die Ex-Jugoslawen auch von ihrer Heimat.

## Krasniqi: Alle Emigrierten kennen diese Situation des Dazwischenseins. In Prishtina,

wo ich einmal lebte, habe ich keine Orientierung mehr. Mein Leben ist schon lange hier. Man kann gewissen Migranten vielleicht den Vorwurf machen, dass sie die Zugehörigkeit nicht rechtzeitig klären. Stattdessen begeben sie sich in eine Opferrolle und rechtfertigen ihre Schwierigkeiten damit, dass sie Ausländer sind.

## Was fordern Sie von ihnen? Krasniqi: Sie müssen sich selber auch in die Verantwortung

nehmen und rechtzeitig dort investieren, wo sie hingehören. Ich verstehe die Eltern nicht, die seit Jahren hier leben und immer noch «zurück» orientiert sind. Sie investieren in ein Haus im Balkan, aber um die Bildung ihrer Kinder kümmern sie sich nicht.

## Sind Gewalttätigkeiten und andere Schwierigkeiten, mit denen bei uns gerne «die Jugos» assoziiert werden, eine rein schichtspezifische Frage? Kurtaj:

Entscheidend ist nicht die ethnische oder nationale, sondern die soziokulturelle Prägung. Was ist der Background? In welcher Familie ist jemand aufgewachsen? In welchem Quartier? In welcher Gruppe oder Klasse verkehrt jemand? Wie ist die Bildung? Welches Niveau im Umgang wird gepflegt? Das ist in der schweizerischen Gesellschaft nicht anders. Schichtspezifische Merkmale führen zu bestimmten Verhaltensweisen und nicht der Umstand, ob man ein Jugo oder ein Schweizer ist.



Beruflich engagiert für die Integration: Nazmi Kurtaj (oben) und Gjyle Krasniqi.

### Die Personen:

**Nazmi Kurtaj (41)** ist Projektverantwortlicher Jugend und Integration bei der Caritas Schweiz. Er betreut integrationsfördernde Bildungsangebote und arbeitet mit Jugendorganisationen und offener Jugendarbeit zusammen. Seit zwei Jahren schult er Fussballtrainer von Jugendmannschaften, damit sie besser mit interkulturellen Konflikten umgehen und mit präventiven Massnahmen verhindern können. Kurtaj ist diplomierter Sportlehrer, Erwachsenenbildner und mit MAS in Interkultureller Kommunikation. Er stammt aus Albanien und ist seit 12 Jahren in der Schweiz.

**Gjyle Krasniqi (43)** führt ein Büro für interkulturelle Mediation und Kulturförderung (albamig). Seit 2001 arbeitet sie im Auftrag des Kantons Luzern in der Jugendgewalt-Prävention. Sie initiierte die Präsenz von Mediatorinnen und Mediatoren an der Herbstmesse und an der Luga. In einem zweiten Schwerpunkt engagiert sie sich als Leiterin des Secondofestivals ([www.secondofestival.ch](http://www.secondofestival.ch)). Gjyle Krasniqi ist Absolventin der Schule für Soziale Arbeit Luzern und des Master-Lehrgangs Kulturmanagement in Basel. Sie stammt aus Kosova und lebt seit 20 Jahren in der Schweiz.

**Krasniqi:** Genau. Deshalb ist das Pauschalisieren problematisch und ethisch nicht vertretbar.

**Kurtaj:** Es ist nicht korrekt, wenn man einfach sagt: Das sind halt Jugos, die verhalten sich so. Viele sind hier geboren und hier in die Schule gegangen. Da kann man die Verantwortung nicht einfach an eine andere Gesellschaft delegieren, in der diese Jugendlichen kaum geprägt wurden.

**Was ist bei der Integrationsarbeit zentral? Krasniqi:** Sie muss immer wieder hinterfragt und angepasst werden. Die meisten Ressourcen braucht die zweite Generation, die hier geboren wurde und die Schulen besucht. Hier ist die Schweiz besonders gefordert. Spätestens hier stimmt das Pauschalurteil über «den Balkan» nicht mehr. Es braucht verstärkte Prävention und die Chancengleichheit muss stark gefördert werden. Auch benötigen wir neue Formen, wie die Eltern von Secondos in die Verantwortung genommen werden können.

**Kurtaj:** Es geht darum, für alle den gleichen Zugang zu den Ressourcen der Gesellschaft zu ermöglichen. Verglichen mit andern Ländern macht die Schweiz eine sehr gute Integrationsarbeit. Dennoch sind diese demokratischen Postulate für viele ausländische Bevölkerungsgruppen noch längst nicht Realität.

**Wann ist eigentlich jemand integriert? Kurtaj:** Die Indikatoren dafür müssen erst noch entwickelt werden. Das Bundesamt für Migration setzt den Schwerpunkt auf die Sprache und Kommunikation. Das erachte ich als zu begrenzt. Integration heisst auch, einen gleichberechtigten Zugang zu haben zur Politik, zur Bildung, zur Wirtschaft, zu den kulturellen Institutionen.

**Krasniqi:** Integriert ist jemand, der sich wohl fühlt. Wer nicht akzeptiert ist, fühlt sich nicht wohl. Erst wer sich wohl fühlt, hat auch Lust, die Sprache zu lernen, Wissen zu erwerben und einen guten Job zu machen.

*Interview: Pirmin Bossart; Bilder: Dragan Tasic*

# Es gibt viele kreative, herzliche Köpfe

1992 in die Schweiz gekommen, erhielt Edina Kurjakovic 1997 den Ausreisebefehl nach Bosnien. Inzwischen ist sie eingebürgert und fest in der Luzerner Kultur verankert – wie es dazu kam, erzählt sie im Interview mit dem Kulturmagazin.

Edina Kurjakovic ist 1992 als 12-Jährige mit ihrer Mutter und dem älteren Bruder aus Bosnien in die Schweiz gekommen. Geplant war eine Stippvisite beim Vater, der schon länger als Saisonnier in Luzern arbeitete: Der Bruder sollte bei ihm unterkommen, damit er nicht ins Militär eingezogen wird. Kaum in Luzern angekommen, wurden die Grenzen zu Bosnien geschlossen. Krieg. Die Frage, ob auch Mutter und Tochter in der Schweiz bleiben sollen, erübrigte sich. Die Familie erhielt den Flüchtlingsstatus, aus dem Provisorium wurde ein Dauerzustand. Heute ist Edina Kurjakovic eingebürgerte Schweizerin.

**Nach einem kurzen Intensivkurs Deutsch besuchten Sie regulär die Schule in Luzern.**

**Wie sind Sie zurechtgekommen?** Anfangs war ich sehr unglücklich. Ich konnte mich schlecht verständigen, vermisste meine Freundinnen und hatte Heimweh. Es dauerte zwei, drei Jahre, bis ich mich heimisch fühlte. Kaum hatte ich mit der Wirtschaftsmittelschule angefangen, bekamen wir den Ausreisebefehl. Das war 1997. Endlich angekommen und schon wieder herausgerissen werden? Dank der Caritas, die dafür kämpfte, dass Jugendliche in Ausbildung vor der Rückkehr den Abschluss machen konnten, erhielt ich Aufschub. Meine Familie kehrte nach Bosnien zurück, ich blieb alleine hier. Einfach war das nicht – aber mir war sonnenklar, dass ich hier bezüglich Ausbildung und Lebensgestaltung viel bessere Chancen habe als in Bosnien.

**Sie kehrten nicht zurück, sondern wurden 2002 eingebürgert – wie ist es dazu gekommen?**

Ich war inzwischen beruflich, sozial und sprachlich voll integriert. An eine Rückkehr war nicht zu denken. Eine Scheinehe kam für mich nicht in Frage, deshalb versuchte ich den Weg über die Einbürgerung. Es war eine Zitterpartie, bis es klappte. Gute Referenzen und die Unterstützung meiner Freunde haben mir dabei geholfen.

**Sie sind Mitorganisatorin des «B-SIDES»-Festivals und beteiligen sich an der Konzeption eines Buchs über die Boa. Wie sind Sie in diesen Luzerner Kulturkern vorgedrungen?**

Ich war schon immer interessiert an Kultur, das habe ich auch von meinen Eltern mitbekommen. Anfänglich beobachtete ich eher aus dem Hintergrund, was hier in Luzern alles läuft. Später bin ich sowohl durch meine Arbeit wie auch meinen Freundeskreis aktiv in kulturelle Tätigkeiten reingerutscht.

**Jugendliche aus Ex-Jugoslawien haben ein schlechtes Image: Sie sind oft als Gruppen-Clan unterwegs, Statussymbole wie Autos oder Kleidung spielen eine wichtige Rolle. Wie erklären Sie sich das?**

Das muss man differenziert anschauen: Es gibt viele kreative und herzliche Köpfe, die bestens integriert sind und kein bisschen auffallen. Andere Jugendliche haben Mühe, sich einzuleben – sogar dann, wenn sie hier aufgewachsen sind. Einerseits hat es sicher mit dem sozialen Umfeld und der Familiensituation zu tun. In der Pubertät sieht man vieles extrem, reagiert häufig aus dem Effekt heraus. Egal woher man stammt. Die Medien bauschen das Thema «Jugo» auf, der Fokus ist ständig auf negative Beispiele gerichtet. Das kann gerade bei Jugendlichen zu einer Trotzhaltung führen so à la: «Du Jugo?! – Ich Jugo!» Dass einige bereitwillig dieses negative Rollenklischee übernehmen, hat vielleicht auch mit Bequemlichkeit zu tun und ist mir persönlich unverständlich.



Aktiv im Luzerner Kulturleben: Edina Kurjakovic.

**Sind Sie auch schon mit Vorurteilen konfrontiert worden?**

Mein Umfeld setzt sich aus Leuten zusammen, die ich in der Schule, beruflich oder eben im kulturellen Bereich kennengelernt habe. Das Herkunftsland war nie ein Thema. Es gab aber Zeiten, wo ich mich im Ausgang ärgerte, dass schlecht integrierte Leute aus der gleichen Region kommen wie ich. Es ist für uns andere ein Frust, in den gleichen Topf geworfen zu werden.

**Welchen Rat geben Sie Jugendlichen, um nicht in diese Negativ-Spirale zu rutschen oder darin hängen zu bleiben?**

Das Wichtigste ist, dass man eine Vertrauensperson hat, mit der man seine Sorgen, aber auch die schönen Sachen besprechen kann und die Verständnis hat. Das gibt viel Kraft und Selbstvertrauen. Wenn das in der Familie nicht möglich ist, kann diese Rolle auch ein guter Freund oder eine gute Kollegin übernehmen.

*Interview: Christine Weber; Bild: Maya Jörg*

**Edina Kurjakovic (\*1980), Bosnien, seit 1992 in der Schweiz, seit 2002 eingebürgert. Ressortleiterin Freizeitangebote bei der Stadt Luzern (KJF), berufsbegleitendes Studium an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. Mitorganisatorin des Festivals «B-SIDES», engagiert in verschiedenen kulturellen Projekten.**